

Nr. 10. Bromberg, den 14. Januar. 1934



Roman von Hans Friedrich Blunck.

(4. Fortsetzung.)

4.

Um die dritte Morgenstunde fuhren einige rostige Wagen aus der Stadt. Sie hatten ordentliche Papiere, und die Wächter ließen sie ohne Mißtrauen durch. Dann sanken die Stunden wieder in ihren Schlummer zurück; das Hochwasser war überstanden, der Sturm hatte sich rasch gelegt, und die Nacht dampfte von aufsteigender Wärme.

Auch Hein Hoyer war im Morgengrauen aufgebrochen und ritt mit einigen vertrauten Knechten, die schon in England und Schweden unter ihm gefochten hatten, über die Höhen von Altona und Nienstedten nach Westen hinüber. Bei Düwelsbrügge stießen einige Dutzend Gelehrtenschüler zu ihnen, ausgerüstet mit allerhand Eisenhauben und Schienen. Sie baten um Schutzgeleit bis Wedel, aber ihre Augen ließen erkennen, daß sie um das Vorhaben der Reiter wußten. Der Hauptmann zögerte, dann gab er ihnen einen erfahrenen Knecht bei, sie zu führen.

Die Frühe war weich und schmiegsam; gelbe Flecken wuchsen über das Land, das erwachende Licht sandte seine erste Helle über die Erde.

Hein Hoyer ritt als erster — er ritt wie immer im Kampf gegen die Eile der Stunden. Aber es war diesmal nicht nur sein Vorhaben, das ihn trieb. Er hatte ein Gesicht unter den Schülern gesehen, das er kannte und mit dem er in Gedanken beim Weiterreiten gelehrt zu sprechen begann.

Hein Hoyer sprach von der Ewigkeit, die er um seine Heimat schließen möchte, von den Deichen, die er vors Meer kettete, und von fernen Inseln, die er ihr suchte und die noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Es war, als ritte der andere leibhaftig an seiner Seite, er hörte Antworten, die der Knabe ihm gab, und war voll Freude, daß jener die Schönheit der Frühe empfand wie er selbst.

Über den Schüllberg, der sein Haupt steil aus der Tiefe hob, wand sich ein Kranz von Licht. „Sieh die Welt", sprach Hoyer, „für die wir die Steine wie Lastträger mühsam behauen und zusammenschleppen und die wir doch im Geiste, jeder nach seinen Taten, wie ein gottseliges Haus schauen. Ist sie nicht unseres Ringens wert?"

Der andere sah auf seinen Mund, und seine Augen waren eins mit ihm.

„Ein Alternder sagte mir, ich sollte Freude lehren. Wie soll ich Freude lehren, wo Gott die Unrast des Schaffens ist?"

Der Hauptmann schlug die Sturmhaube auf.

Da ritt der Knabe, an den er dachte, plötzlich leibhaftig neben Hoyer, mit bittenden Blicken.

„Warum kommst du zu mir?"

„Ich wollte Euch etwas fragen, Hauptmann: ich möchte zu Euern Reitern!"

Hoyer horchte, und ein scheues Mitleid erfüllte ihn.

„Du willst töten lernen, Schüler?" spottete er. „Wie wagst du zu stören, was Gott geschaffen hat?"

Der Jüngere sah trotzig auf. „Jeder Mensch ist nicht Gottes Bestes, Herr!"

„Aber die Menschheit doch!"

Der Schüler forschte verstohlen in den Zügen des Älteren, und er sah eine grübelnde Güte darin, die wenig in sein hartes Bild des Feldhauptmanns gehörte. — Darüber schlug sein Herz, als hätte eine Freude es mit ihrem Stab berührt.

„Ich tu, wozu es mich treibt" sagte er, „Gott wird mir's schon zum besten auslegen".

Hoyer zog die Zügel an und wies auf eine Birke, die wie ein Jubelruf zwischen den dunkeln Kiefern stand. „Steh den Baum an; hätten wir uns nicht gewöhnt, ihn zu sehen und hinzunehmen, wir würden anbetend stehen vor den tausend Wundern seines Wachsens und Blühens. Warum willst du töten?"

Der Knabe ließ den Kopf sinken.

„Warum tötet Ihr, Hauptmann?"

„Um der Gerechtigkeit willen!"

„Ich möchte werden wie Ihr, Herr!" sagte der Schüler einfältig. Da sah er die Augen des Mannes aufbrennen, und jäh schien ihm der weiße Glanz, den er um Hoyers Haupt gesehen hatte, zur Flamme zu werden.

„Wüßtest du, was du sagtest, armer Schüler!"

An einem Kreuzweg wartete ein Wedeler. Er ritt dicht an Hein Hoyer heran und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Der ließ die Schiene vors Antlitz fallen, nickte, und seine Schar folgte einem kaum begangenen Pfad, hinter Höfen und Heiden entlang, bis der Zug in einem Schmiedegarten hielt. Dort stiegen die Knechte ab und warteten, die Augen auf den Hauptmann gerichtet, die Ohren auf alle Laute gespitzt.

Hoyer sprach leise mit dem Wedeler Herrn.

*

Hört, auf dem Rissener Berg hauste damals der große Suuput von Wedel, ein alter Reiter, der sich den Krug erhandelt hatte, aber trotz aller Gicht und lästerlichen Reden nicht zur Ruhe kam. Jetzt hat sich wieder ein lustiges Leben bei ihm einquartiert. Der Hauptmann Öllegard hat ein Fähnlein zusammengetrommelt und hockt auf dem Berg mit Pfeifern, Spielleuten und allerhand ehrlichem und unehrlichem Volk.

Man weiß nicht recht, was er vorhat. Gegen die Stadt Wedel sind seit gestern abend Posten ausgestellt. Peter Bruhn und Jan Stüwen stehen, auf ihre Spieße gestützt, in wüsten Sturmhelmen am Weg und unterhalten sich über die fette Marsch, die nach dem Strom hinüber liegt und die sie bedächtig verteilen, jedem der Freunde ein Stück Acker.

Zwei junge Dirnen streichen um die Wache. Sie kommen von der Stadt herüber, und Peter Bruhn versucht, sein grimmigstes Gesicht zu ziehen, aber hinterm Schnauzbart zuckt es ihm vor Vergnügen.

„Hör", brummt er dem Nachbarn zu, „wollen sehen, wie die sich zu ehrbaren Knechten halten. Wie heißt du?" grollt er die Ältere an.

„Gesche!"

„Und du?" fährt er die andere an.

„Ich bin Gesches Schwester!"

„Wie du heißt?" droht Peter Bruhn.

„Anke!"

„Wie ist's mit dem Zoll?"

„Haben kein Geld, wissen nichts von einem Zoll."

„Dann löst euch aus", knurrt Peter Bruhn nachgiebig und versucht die Hübschere zu haschen. Und die läßt sich greifen, aber als er sie küssen will, beugt sie sich wie ein Seilkünstler zurück, daß er mit seinen dicken Lippen unbeholfen hinterdrein sucht und der Helm ihm vom Schopf poltert.

Jan Stüwen, der auf der anderen Wegseite steht, grinst, daß sich sein breiter Mund verzieht — immer weiter, bis sein Gesicht zu zerreißen droht. Und Jan Stüwen gedenkt es besser zu machen, hebt den Helm ab und schlägt die Zunge schnalzend um die Lippen. Aber die jüngere Dirn ziert sich noch, und als er zugreifen will, ist sie mit einem Satz an ihm vorbei und er um den Wegzoll gekommen.

Immerhin, die Herren sind in gute Laune geraten und empfangen die Wagen, die von Wedel her anrollen, mit freundlichem Schmunzeln.

Drinnen im Lager ist's schon lebendiger. Auch die Faulsten müssen aus dem Stroh. Die Weiber helfen beim Aufschütteln und Ziehen der Zelte und keifen und schreien über die Trägheit der Mannsbilder. Kord Petersen steht wie ein alter Walfischjäger halb im Tran und streckt sich und reckt sich. Er kriecht nach einigem Zögern noch einmal unter die Leinwand. Aber der Feldweibel, der durch die Zeilen schreitet, tritt einige Male barsch ins Stroh, bis er gegen Kord Petersens geschwollenen Leib stößt und der Arme mit einem Fluch hochfährt.

Auf dem freien Platz im Lager ist derweil Lärm entstanden. Einige Wagen mit Riesenkerlen von Fuhrleuten sind angekommen; sie haben sich gut versehen, bringen zehn Fässer Hamburger Bier und einen Spielmann dazu. Da kommt ein großer Durst über das Fähnlein, und jedermann faltet die Hände andächtig ob soviel Reichtum. Bis der Spielmann Messel den Hauptmann zu sprechen bittet, was auch nur billig erscheint.

Im Augenblick aber, als Nils Öllegard kommt, springen aus den Hamburger Tonnen Bewaffnete heraus, werfen Hauptmann und Weibel um, binden sie und besetzen die Zelte rund herum. Doch mit den Knechten vertragen sie sich und sagen, es sei nur geschehen, damit die armen Söldner nicht ihr Blut einzusetzen brauchten, wie's just hätte geschehen sollen. Öllegard tobt und wünscht alle Teufel seinen Leuten und den Hamburgern in den Leib, aber außer ihm sind schließlich alle zufrieden, wie es gekommen ist. Denn Blutvergießen ist eine schlechte Sache, wenn sich drüben ein Dutzend verzweifelter Burschen vorbereiten und das Hamburger Bier dagegen steht, das berühmt ist von Nowgorod bis Hispanien.

Als aber der Hauptmann fragt, wozu er sie in Sold genommen, da ist ein jeder froh, daß der Sold vertrunken ist, und Kord Petersen meint obendrein, daß ein so wackeres Fähnlein wie das von Hauptmann Öllegard immer mit Nutzen neue Herren finden wird, ehe es auseinanderläuft. Klaas Wessel läßt drum Bier anzapfen, zieht eine Flöte aus der Tasche und beginnt wie ein Rattenfänger zu pfeifen, daß die Landstürzerinnen sich unter die Arme fassen und umeinanderschwingen. Und er pfeift in den ergötzlichen Morgen, voll hellem Übermut über die gelungene List. Ein Mädchen lächelt ihm zu, als hätte es einen Preis zu erwarten. Es sucht ihn, während er mit den Kriegsknechten bechert, winkt ihm, während er die Flöte spielt und irrt um den dichten Kreis. Aber die arme Gesche fängt seinen Blick nicht mehr. Da schleicht sie leise von dannen. Vielleicht wird der Spielmann an sie denken, wenn er heimreitet.

*

Hein Hoyers Knechte warten verkappt im Garten der Schmiede; die Pferde sind ungeduldig und scharren über die Erde.

Dann kommt ein Bote. Die holsteinischen Herren, meldet er, seien früh in Pinneberg aufgebrochen mit Hunden und Pferden, als gings auf einen Jagdzug. Hoyer hört den Boten unbeweglich an, nur seine Hand dankt. Der Wedeler an seiner Seite fragt ihn etwas und schweigt.

Hoyers Gedanken winden sich noch einmal zu den Schülern, es ist, als hörte er ihre ungeduldigen Herzen schlagen.

Da kommt Hundegebell aus der Ferne. Ein Läufer rennt mit weitaufgerissenen Augen den Weg herüber und winkt atemlos dem Wedeler Herrn zu. Ein kurzer Befehl und die Reiter sind jäh aus ihrem Erstarren erwacht: die Pferde tänzeln unter den Aufsitzenden. Visiere fallen, die Kettenpanzer blinken und rasseln. Dann schlagen die Hufe dumpf an, und die Knechte traben über eine schmale Heide zum Waldweg, der zum großen Suuput führt: dort teilen sie sich zu beiden Seiten und halten eingeschwenkt mit gesenkten Stirnen im Bauernbusch. Reiter und Hunde kommen vom andern Wegende, die Meute schlägt an, sie hat wohl die Wächter gewittert. Aber die Holsteiner Herren kümmert's nicht, ihre schweren Pferde dringen voran, man spürt den Waldboden schwingen und zittern. Dann streckt sich eine Hundeschnauze durch das wuchernde Unterholz — noch eine. Der Wedeler Herr winkt, und Hein Hoyer legt sich mit seinen besten Knechten in den Weg. Danach erstarrt wieder alles, bis jäh die Scharen fast aufeinanderprallen.

Poggwisch bricht die Stille zuerst; er hält dem Ducknackigen gegenüber, das Haupt sieht ihm vor Ingrimm wie ein blutiger Klotz unterm Helm.

„Was wollt Ihr?"

Der Wedeler reitet vor. „Ihr jagt in unserm Stadtwald, Herren!" Seine Stimme bebt leise vor Erregung.

„Das hat uns noch niemand verwehrt!"

„So tu ich's heut im Namen der Stadt!"

„Wer seid Ihr?" fragte er den Geharnischten.

Des Hamburgers Faust fällt auf den Schwertgriff, seine Stimme schwingt voll leisen Spotts unterm Visier: „Wir sind Wedeler Knechte."

Hoyers tiefe Worte flößen Vertrauen ein, der Bürger hebt wieder an: „Wir haben heute früh ein Fähnlein festgenommen, das sich bei uns in Quartier legen wollte."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Daß wir jeden vors Gericht bringen, der an der Stadt Freiheit rührt."

Die Herren von Holstein reden auf Poggwisch ein; der prüft noch einmal den stählernen Halbkreis, der ihn umengt, dann gibt er Befehl zum Wenden; in gemessenem Abstand folgen ihm die Hamburger.

Am Waldausgang schwärmen Schützen nach rechts und links über die Heide, auf der sich die Knechte der Herren festsetzen wollen. Einmal halten sie hartnäckig einen Kiefernbusch. Natürlich sind die Schüler die ersten am Gegner. Eine Wolke von heißer Luft liegt über den Stoßenden, Ringenden, dann rufen die Knechte einander zurück. Die Schüler folgen; einer verhält, Blut rinnt ihm vom Nacken nieder. Hoyer sieht, wie der Bursch sich ein Messer noch im Reiten aus der Wunde zieht, er beißt vor Schmerz und Wut in die Klinge und hackt sie, während ihm das Blut übers Wams strömt, an seinem Schwertgriff schartig. Dann hilft ihm ein anderer und verbindet ihn.

Die Hamburger folgten den Reitern bis dicht vor Pinneberg; die Knechte schlugen sich, wo sie aneinandergerieten, und schossen aus Armbrüsten. Es blieb indes bei kleinen Wunden.

Die Wedeler aber machten ein großes Fest um ihren Roland am Markt und wollten nicht aufhören, die Gäste zu feiern und zu bewirten. Manche fürchteten zwar, daß die Herren wiederkommen und sich bitter rächen würden. Aber am Nachmittag wurde ruchbar, daß die Holsteiner Ritterschaft gegen die Dithmarscher aufgeboten sei. Da beschlossen die Bürger, sich gewappnet zu halten, bis die Herren an die Grenze gerückt wären.

Am Abend wurde das Lager beim Suuput aufgehoben. Einige Männer blieben in Wedeler Haft, der Rest des Fähnleins zog nordwärts, nicht ohne Murren und allerhand Verwünschungen.

*

Dann reiten auch die Hamburger heim.

Die Erde ist mit Nacht angefüllt.

Hein Hoyer blickt prüfend auf den Verwundeten an seiner Seite; jemand hat ihm ein weißes Tuch um den Hals geschlungen, er gibt keinen Laut von sich, obschon er beim Reiten mitunter aufzuckt und die Wunde ihn schmerzen muß.

Die Nacht rauscht und ist ein dunkler Brunnen; der Mond schaukelt zwischen den Bäumen wie in rinnendem Wasser.

Wieder schaut Hoyer heimlich auf den Knaben, der mit festgepreßten Lippen an seiner Seite reitet.

„Was willst du hier?"

Der sieht scheu zu ihm auf.

„Ich bat, bei Euch bleiben zu dürfen, Herr."

„Ich versteh dich nicht!"

„Ich kann für Euch schreiben, ich kann fechten, ich kann eilig reiten, wohin Ihr wollt."

Dem Hauptmann ist, als schwanke der andere im Sattel. Er sieht besorgt über das weiße Gesicht, das von Schmerz leicht verzogen ist.

„Du hättest in Wedel bleiben sollen, um dich zu pflegen."

Aber der Knabe schlägt die Augen nieder. „Ihr dürft mich nicht von Euch weisen", fleht er.

„Laß dir Mohntropfen geben gegen den Schmerz!"

Der andere antwortet nicht.

Die Nähe des Knaben beunruhigt Hoyer. „Wie heißt du?" fragt er ihn jäh und wundert sich, daß er die Frage noch nie gewagt hat.

Der Bursch nennt zögernd seinen Namen. „Wichert heiß ich. Laßt mich bei Euch bleiben, Hauptmann!"

„Wer bist du?" murrt Hoyer noch einmal. Er sieht in das feine mädchenhafte Gesicht; Angst drängt in ihm hoch. Der Schüler antwortet nicht.

„Ich will über dich nachdenken, geh", befiehlt der Hauptmann ihm; aber es ist gut, daß er bleibt. Denn die Welt ringsum scheint spukhaft, beginnt sich mit seinen Gedanken zu Gesichtern zu ziehen. Es ist, als böge sich der Himmel nieder oder die Erde zög sich empor zur klaren Höhe. Wunsch und Wahrheit, Traum und Glück strömen zusammen.

„Geh!" ruft der Hauptmann noch einmal. Aber der Bursch antwortet nicht, er schwankt im Sattel, und dem Reiter ist, als dränge ein leiser Wehruf aus der Erde oder aus der Nacht.

Wer ist er doch, fragte Hoyer sich und schaut mitten in das weiße Gesicht; Erinnerung durchfliegt ihn, eine graue Mondnacht ist's, die um ihn leuchtet.

Der Knabe an seiner Seite stöhnt leise und schaukelt vornüber. Da hat der Mann mit einem Druck sein Pferd herangedrängt, reißt ihn zu sich und hebt ihn vor sich auf den Sattel. Und als der feine Kopf machtlos an seine Brust fällt, als sein Arm ihn zu halten sucht, ringt sich plötzlich ein Name aus seinem Herzen.

„Avelke!"

Das Mädchen streckt traumhaft den Arm um seinen Hals. Der Reiter erschrickt bis in die tiefste Seele, er wagt nicht zu atmen.

Da erwacht die Ohnmächtige und löst erschreckt die Hände von seinem Hals, es ist, als hätte sie ihn zurückgestoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Schneehuhnspur.

Sizze von **Peter Tutein.**

Berechtigte Übertragung von Marieluise Henniger.

Peter Tutein ist ein wohlbekannter grönländischer Dichter. Die packende Schilderung des Lebens im hohen Norden mit seinem jähen Wechsel zwischen finsterer Polarnacht und lebensspendendem Licht macht die folgende Skizze besonders lesenswert. Schriftl.

Der arktische Winter ging seinen unerbittlichen Weg über Ostgrönland. Die Nordlichtbogen brannten in bleichen, kalten Flammen, dumpf dröhnend ächzte das Eis unter dem Druck des Frostes.

Auf der Spitze von „Broer Ruys", dem Felsen, der wie ein mächtiger Pflug ins Packeis hineinschnitt, hockte ein Rabe. Er saß unbeweglich, als ob er schliefe; nur jede Stunde erhob er sich und folgte dem Rand des Felsens, bis er die Hütte erreichte. In einer steilen Spirale tauchte er ganz tief hinunter, um zu sehen, ob etwas Eßbares zum Vorschein gekommen. Dann flog er enttäuscht zurück.

Draußen vom Eise her kam ein Mann. Er ging langsam und beschwerlich. Sein Gesicht war mager und bleich. Sein Kleid aus Segeltuch starrte vor Schmutz und glänzte von Speck. Der Bart, voller Reif und Eis deckte wie eine weiße Maske die untere Gesichtshälfte. Der Mann erreichte die Hütte, stellte die Büchse neben die Tür und ging in das Innere.

Einen Augenblick später kam Skovvold auf Skiern vom Österelv. Er war wie Berg gekleidet. In der Dunkelheit hätte man sie nicht unterscheiden können. Skovvold öffnete den Herddeckel, um die Stube zu erwärmen and Kaffee zu kochen.

Bald danach legten sie sich in die Kojen mit den Köpfen gegen einander, die Lampe zwischen sich. Skovvold blätterte in seinem Tagebuch. „Jetzt sind es siebzig Tage her, daß wir zuletzt frisches Fleisch und Nahrung für die Hunde hatten."

„Ja — das ist lange."

„Wie geht es heute mit deinen Beinen!"

„Danke, wie zuvor, das wird nicht anders werden."

Skovvold sagte nichts. Sie wußten beide, ohne es auszusprechen, daß es der beginnende Skorbut war. Wie ein Schatten schlich er ihnen nach. Zuerst machte er die Glieder empfindlich. Das Gehen wurde schwer. Dann kamen die großen braunen Flecke. Die Glieder schwollen an, die Zähne wurden wacklig, fielen aus. Es war ein langsames, aber sicheres Sterben.

Nirgends konnten die beiden Männer hin. Die Hunde vermochten nichts mehr zu ziehen. In einer Woche würde man gezwungen sein, sie zu erschießen. Die einzige Hilfe, die es gab, war frisches Fleisch. Aber mit schmerzenden Gliedern kann man nicht gehen — und ohne zu gehen, unendlich weit zu gehen, kann man in Ostgrönland kein frisches Fleisch bekommen, besonders nicht auf „Broer Ruys". Die Aussichten waren sehr gering. Das wußten beide, und darum schwiegen sie.

Tags darauf kam der Nordsturm. Die Hütte erzitterte. Längs der Küste, zweihundert Meter entfernt, donnerten die Eismassen vorbei. Die nächste Nacht erreichte das Getöse den Höhepunkt. Es klang, als ob der Fels herabglitte.

Fünf Tage dauerte der Sturm. Berg und Skovvold lagen still und lauschten. Abwechselnd standen sie auf, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen. Durch den Sturm hörte man die Hunde vor Hunger und Kälte heulen.

„Das ist nicht auszuhalten, Berg! Laß uns lieber ein Ende machen und sie erschießen!"

„Das würde dumm sein; wir haben allen Grund zu hoffen, daß ein Bär kommen wird, wenn sich der Sturm gelegt hat. Aber es ist eine Qual, das Geheul mit anzuhören; darin gebe ich dir recht."

Gegen Morgen legte sich der Sturm. Berg und Skovvold gingen zusammen auf die Berge, um nach dem Eis zu sehen. Die Dunkelheit nahm ihnen jede wirkliche Aussicht. Sie konnten nur die vorbeigleitenden Massen erkennen. Sie gingen den ganzen Tag, Berg draußen im Eis, Skovvold auf den Felsen. Am Abend trafen sie sich enttäuscht und verstimmt wieder.

Drei Tage später erschossen sie die Hunde. Sie empfanden es fast wie Mord, spürten, daß es die Einleitung ihres eigenen Todes war. Sie wußten, daß der Skorbut ihnen wie ein Schatten folge . . .

Nach dem Tode der Hunde wurde es noch einsamer auf „Broer Ruys". Morgens kam ihnen niemand entgegen, und keiner empfing sie, wenn sie abends heimkehrten.

Drei Wochen später ging eines Nachts eine Bärin mit Jungen vorbei. Sie hörten sie und liefen hinaus. Wie eine Wand stand die Finsternis vor ihnen. Sie hatten keine Hunde, die Bären entkamen.

Zwei Tage darauf legte Berg sich in die Koje. Er hatte Schmerzen und große braune Flecken an den Beinen. Es war ihm unmöglich, länger aufzusein. Skovvold irrte nun allein in der Wildnis umher. Tag um Tag. Er spürte das Schicksal über sich. Es war ein Martyrium für ihn, immer mit leeren Händen nach Hause zu kommen und die ewige Frage zu hören: „Hast du was bekommen?" — Nur mit Überwindung vermochte er zu antworten: „Nein — aber morgen wird's wohl werden . . ." Er mußte Berg ermuntern. Der war jetzt sehr krank. Skovvold konnte sehen, wie die Kräfte von Tag zu Tag schwanden. Gleichzeitig merkte er, daß er bald selbst an die Reihe kommen würde.

Es half ihm nichts, daß nun das Licht wuchs, denn die Kälte nahm beständig zu und peinigte ihn. Die Tage vergingen in einer langsamen, einförmigen Kette. Sie sprachen immer von den gleichen Dingen: Essen — Sonne — Hunde und von dem Schiff, das im Sommer kommen würde. Wonach Berg am meisten fragte, war, wann die Sonne käme. Das mußte bald sein.

Endlich näherte sich der Tag. Im Süden entzündete sich ein zartrosa Schimmer. Ganz langsam entglitt der graue Schleier. Der rote Schein wurde tiefer und tiefer, als würde der Himmel mit Blut gefärbt. Mit überirdischer Schönheit kehrte das Licht zurück. Alles wurde vergoldet. Der Horizont verwandelte sich in flammendes Feuer. Ein Strahlenbündel schoß empor und steckte den silberweißen Nebel in Brand. Berg konnte nicht mehr. Er sank zurück und bedeckte die Augen mit seinen Händen. Tränen überströmten seine zerfurchten Wangen. Gleichzeitig kam das Tagesgestirn selbst hervor.

Berg richtete sich auf. Der Wunsch, zu leben, kehrte wieder. Jetzt wollte er nicht sterben. Er blickte Skovvold an und suchte nach Worten. Skovvold fühlte seinen Blick und erwiderte ihn. Sie sprachen nicht; aber ein neues Band hatte sich zwischen ihnen geknüpft. Sie hatten gesehen, was niemand versteht.

Die Tage glitten dahin. Die Sonne wurde ihnen schnell zur Gewohnheit. Auch sie wurde ein Glied in der Eintönigkeit. Deshalb war ihr Einfluß auf Berg nur von kurzer Dauer. Die Hoffnungslosigkeit überwältigte ihn wieder. Das war eine schwere Zeit für Skovvold. Er wußte: das einzige Hilfsmittel war frisches Fleisch. Aber es blieb unmöglich, es herbei zu schaffen. Tag für Tag kämpfte er sich vor, abwechselnd in den gewaltigen Eismassen auf der Suche nach Bären und in den Bergen nach Schneehühnern und Hasen spähend.

Eines Tages ging Skovvold früh fort, um rechtzeitig heimkehren zu können. Er folgte dem Rande der Schlucht und kam an eine Stelle, wo der Wind den Schnee fortgefegt hatte. Ein paar verkrüppelte Weidensprößlinge ragten zwischen den Steinen hervor. Er beugte sich herab. Hier hatte es Schneehühner gegeben. Die Spuren waren ganz frisch, aber wenn die Hühner im Schnee saßen, konnte man sie kaum erspähen. Vor Spannung zitterte er am ganzen Körper. Ihm war, als verfolge er einen Bären. Etwas weiter hin fand er andere Spuren. Er ging an den Rand der Schlucht und blickte in die Tiefe hinab. In diesem Augenblick flogen vier Schneehühner gerade unter ihm auf und gingen auf der anderen Seite nieder.

Die Schlucht war steil. Er mußte lange nach einem Abstieg suchen und noch länger nach einem Aufstieg. Durch das Glas konnte er die Hühner sehen. Sie saßen im Schnee und zupften sich in den Federn. Er ging sehr langsam vor. Immer, wenn eins still saß, versteckte er sich. Die Spannung brachte ihn allmählich dem Wahnsinn nahe. Jedesmal, wenn er aufblickte, glaubte er, sie seien auf und davon; erst nachdem er alle vier gezählt hatte, schlich er weiter. Jetzt war er so nahe, daß er sie mit bloßem Auge erkennen konnte. Sie hatten ihn bemerkt und saßen alle vier ganz regungslos da. Er entschied sich, nicht näher zu gehen, sondern eins mit der Büchse zu erlegen. Wie eine kleine weiße Kugel erschien ihm das Schneehuhn durch das Visier. Er hielt den Atem an und feuerte. Der Schuß hallte vom Felsen zurück. Alle vier Schneehühner flogen auf und der Küste zu. Er stürzte hin, um zu sehen, wo die Kugel in den Schnee gedrungen war. Die Spur war mit Blut getränkt, Federn lagen umher. Er verfolgte die Richtung. Eine Strecke weiter stöberte er sie auf; aber nur drei sah er fortfliegen. Eins mußte also dort sitzen.

Der Schnee flimmerte. Die Kristalle blinkten wie Millionen Spiegelscherben. Das scharfe Licht brannte ihm in die Augen. Die Angst, schneeblind zu werden, erfaßte ihn. Saß das Schneehuhn nicht dort? — Es war nur ein Fleck im Schnee. Es wurde rot vor seinen Augen. Er preßte die Hände dagegen. Er mußte das Huhn haben! Er ging im Kreise herum. Unausgesetzt glaubte er Spuren zu sehen. Er sah Blut.

Aber es waren nur die roten Flecke in seinen Augen, die ihn betrogen. Die Schmerzen wurden unerträglich. Zuletzt torkelte er wie ein Betrunkener umher, fiel über Steine, tastete mit den Händen darunter, um das angeschossene Huhn zu finden. Er sprach laut mit sich selbst und gelobte alles zwischen Himmel und Erde, wenn er nur das Huhn für Berg bekommen könnte. Dann brach er zusammen. Jetzt gab es keine Hoffnung mehr. Es würde eine Woche dauern, bis er wieder sehen könnte. Dann würde es zu spät sein, um Berg zu retten.

Steif vor Kälte stapfte er heimwärts. Er stolperte über alle Steine, die auf seinem Weg lagen. Durch seine brennenden Augen gewahrte er nur einen rötlichen Nebel. Das dauernde Hinfallen machte ihn rasend. Er schrie und schimpfte, wenn er mit dem Kopf im Schnee lag, er weinte wie ein kleines Kind.

„Wie — zum Teufel —gehst du denn nur — bist du wahnsinnig geworden?" — Skovvold blieb stehen, wie vom Blitz getroffen. Hatte er das gehört, oder war er das selbst, der gesprochen hatte?

„Skovvold, hier ist Knudsen — oben vom Norden. Wir sind eben gekommen. Was ist denn mit dir los?"

„Ich bin schneeblind." Er hörte Tritte. Kurz darauf fühlte er Knudsens Hand. „Beim Himmel — wie gut, daß ihr gekommen seid!"

„Ja — es war noch gerade im letzten Augenblick. Das ist eine harte Zeit für euch gewesen."

Sie gelangten zur Hütte. Knudsen hatte noch einen Mann bei sich. Skovvold bekam eine Binde um die Augen und wurde in die Koje gelegt. Knudsen packte für sie.

Am darauffolgenden Tage verließen sie „Broer Ruys" und fuhren nordwärts. Der Rabe sah sie und flog hoch. In einer steilen Spirale schraubte er sich herunter und ließ sich auf dem Dach der verlassenen Hütte nieder . . .

Die lieben Kleinen.

Kinder machen Witze.

Was anderes.

Der Lehrer sah auf der Straße eine Horde von Bengels um einen Herrn versammelt. Einige zogen den Unglücklichen nach vorn, andere nach hinten. Ein kleines Mädchen stieß ihn in die Seite, und ein kleiner Junge versuchte durch Hochspringen, ihm den Hut vom Kopfe zu reißen.

„Wollt ihr wohl den Herrn in Ruhe lassen!" brüllte der Pädagoge.

Aber der größte Bengel sagte gemütlich: „Das ist kein Herr, sondern unser lieber Papa!"

Unbegreiflich.

Kurt kam aus dem Nebenzimmer.

„Papa, kostet eine kleine Flasche Tinte sehr viel Geld?"

„Nein, mein Junge."

Kurt schüttelte den Kopf:

„Warum regt sich dann Mama so auf, weil mir die Tintenflasche auf den Teppich gefallen ist?"

Schwierige Antwort.

„Vati, in der Zeitung sind ja zwei zusammengewachsene Jungen abgebildet."

„Ja, das sind siamesische Zwillinge."

„Müssen die auch zur Schule geh'n?"

„Natürlich."

„Sind sie denn egal klug?"

„Vermutlich nicht."

„Wenn nun mal der eine versetzt wird und der andere nicht, was dann?"

Seine Auffassung.

Lehrerin (zum Schüler): „Kannst du mir ein Beispiel nennen dafür, daß Ehrlichkeit am längsten währt?"

Schüler: „Ja, wenn ich abschreibe, bin ich in ein paar Minuten fertig mit meiner Rechenarbeit; aber wenn ich alles allein ausrechne, dann dauert es viel länger."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.